

Jehan Rictus, ein Montmartre-Dichter

Autor(en): **Russell, E.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

er lebt und lebt!“ Da sich auch Tommaso inzwischen eingefunden, wurde der Gedanke sofort einläßlich besprochen und in bezug auf seinen künstlerischen Wert nach allen Seiten einer strengen Prüfung unterworfen.

„Aber hier wird es schwer halten,“ sprach im Verlauf des Geplauders Tommaso, „deine Diva anzubringen; denn es versteht sich von selbst, daß der Gedanke so realistisch wie möglich, ohne allegorische Götterfigur, ins Werk zu setzen ist. Oder hält sie drauf?“

Leicht wäre es dem also Angeredeten gewesen, etwas zu erwidern; aber er wich aus und sagte so kühl wie möglich: „Im Atelier hat niemand zu gebieten als der Künstler!“

Als sie sich kurz darauf getrennt hatten, grübelte Cosimo doch über Tommasos Aeußerung nach, und er mußte sich gestehen, daß er eigentlich seit Wochen keinen Gedanken gehegt und verarbeitet, in den nicht Margherita auf irgendwelche Weise verweben war. Nun schien es ihm, es müsse eigentlich für den Künstler ein Allerheiligstes geben, zu dem auch die schönste Schöne keinen Zutritt habe trotz Aetherfuß und Rosenfinger. Doppelt lieb war ihm daher der Fabeldichter mit seiner hellenischen Zuhörerschaft. Von dieser Komposition sollte Margherita nichts erfahren, bis das Werk vollendet die Staffelei verlassen konnte. So schwelgte er, von Jugendkraft beseelt, im Drange der arbeitenden Geisteskräfte, hoffend auch auf Erfolg, den er redlich verdienen wollte.

So war es im Geiste des Künstlers beschlossen, und so wurde auch einige Tage, ja einige Wochen gehandelt, dann kam es anders; denn was im Herzen des jungen Mannes vor sich ging, das war mächtiger als alles Wollen des Geistes. An Cos hatte er appelliert, Cos aber war an deren Stelle getreten. Und neben sich duldet der kleine Gott niemand, mit dem er das Zepter teilt.

Endlich war die Reise nach Chioggia zur Tatsache geworden.

Durch Marcos Verwendung hatte Cosimo eine Fahrgelegenheit zustande gebracht. Die mit sechs Seeleuten bemannte Segelbarke harrte des zu so absonderlicher Fahrt entschlossenen Paares hinter dem Garten der Zitella. Schon Cosimo war überrascht, als ihm beim Abholen der Dame ein als Page gekleideter Jüngling in die Gondel hüpfte; die Ueberraschung teilten bei ihrer Begrüßung auch die alten Marinai. Doch bald war man des Anblicks gewohnt, und der Maler mußte

zugeben, daß Margherita keinen Mißgriff getan; denn an großer Bequemlichkeit litt das Schiff durchaus nicht. Und da man sich nicht auf erhöhtem Bord befand und somit keine weite Uebersicht gewinnen konnte, kamen sich die beiden bald vor, als befänden sie sich auf einer Wasserpußta, zumal die Türme und Kuppeln Venedigs den Blicken bald entschwunden waren. Als Flüchtlinge fühlten sie sich, flüchtig aus dem Alltagsleben.

Man hatte sich nicht nur mit Lebensmitteln versehen, da auf dem Schiff und auf den Schilfseilan den doch nichts zu bekommen war, sondern Cosimo hatte auch sein Skizzenbuch nicht vergessen, um ein passendes Objekt an Ort und Stelle fixieren zu können; überdies hatte er auf Marcos Hinweisung hin dafür gesorgt, daß sich unter den Schiffsleuten einige fanden, die den Herrschaften mit einer Barcarole oder mindestens mit einer Santa Lucia aufwarten konnten.

Das war alles recht schön und gut. Weniger gut war, was aber den Reiselustigen entging, daß die sämtlichen Seeleute, als man kaum die Riva degli Schiavoni aus dem Gesicht verloren und über die Stadt hinaus einen Blick auf das Festland werfen konnte, immer und immer wieder nach Nordosten schauten und in ihrem Küstendialekte über die Fahrt verhandelten, als wäre diese doch nicht gerade ein Kinderpiel.

Endlich bemerkte dies Margherita und machte ihren Begleiter darauf aufmerksam. Doch dieser wollte sich in seinem Glücke nicht stören lassen und sprach mit Lachen: „Man muß dies Volk kennen. Sie spielen uns eine Komödie, um nachher ein höheres Trinkgeld herauszupressen. Sie werden uns nächstens einen Sturm ankünden!“

So kam es auch. Man war noch nicht bei San Pietro in Volta angelangt, als der Marcusturm und die Domkuppel schon längst den Blicken entschwunden waren und oft kaum mehr die endlose, fast geradlinige Küste zu Gesichte kam, wo sich seit Jahrhunderten Meer und Land die Herrschaft streitig machen, so sehr wurde die Barke von den ansehnlichen Wellen hin- und hergeworfen, die nicht selten über die ganze Schale dahinspritzten ohne Rücksicht darauf, daß die Lustfahrer keine andere Bedeckung hatten als die mitgebrachten Tücher. Am Himmel gegen Nordosten, über der Mündung des Tagliamento und über dem öden Karstgebirge sah man zerstückelte Wölkchen ihr rätselhaftes Spiel treiben. Das war es, was die Augen des Schiffervolkes fesselte.

(Fortsetzung folgt).

Jehan Rictus, ein Montmartre-Dichter*).

Nachdruck verboten.

Bei einer Künstlerzusammenkunft im Atelier eines Freundes, da sah ich ihn zuerst. Ein junger Symbolist mit langwallender Mähne hatte gerade ein apokalyptisches Gedicht deklamiert, wo von Abenden, die Gespräche miteinander führen, die Rede war. Irgend jemand hatte die Lampe heruntergeschraubt, und im diskreten Halbdunkel wischten die Damen sich die Tränen, die sie gelacht hatten, aus den Augen; die Herren hielten das Gesicht in den Händen vergraben und schüttelten sich heftig. Keiner hatte sich noch recht erholt, als ein langer hagerer Mann aufstand. „Rictus!“ flüsterte mir mein Nachbar zu. Ich schaute zu ihm hinüber mit der Bewunderung, die

man vor dem wahren Künstler empfindet, vor allem aber mit der Ehrfurcht, die tiefes, siegreich überstandenes Unglück einflößt. Ja, das war die tragische Christusgestalt, die etwas von einem Totengräber an sich hat — vielleicht wegen des langen schwarzen Rockes — und die der große Steinlen so packend wiedergegeben! Mit einer Stimme, so dünn und zart wie die eines Kindes, sagte er die Leiden des Armen, wenn der Winter kommt. Da verstummte das Gelächern, und die Gesichter wurden ernst, sehr ernst; denn manchen von denen, die ihm lauschten, war das mehr als ein künstlerisches Genießen: es war ein Wiederdurchleben eigener schwerer Stunden. Und wem diese Leiden unbekannt waren, den ergriff die eigentümliche Stimmung des Ortes, das geheimnisvolle Dunkel des Ateliers, voll von phan-

* Rictus' Werke: Les Cantilènes du Malheur. — Les Soliloques du Pauvre.

taftischen Schatten, die hohe, blasse Dichtergestalt, die ergreifende Stille, die in diesem abgelegenen Winkel, wohin kein Geräusch der Straße herübertönt, fast materiell fühlbar wurde, der eintönige Singang der Stimme, die ihre schaurigen Weisen im Tone eines Wiegenliedes vortrug. All diesem enstiegt eine eigenartige Stimmung, die den Geist weit von aller Wirklichkeit weg in ein seltsames düsteres und doch mildes Traumleben versetzte.

Und diese Stimmung voll herber Trauer mit etwas Mild-
versöhnendem, sie entsteigt Rictus' ganzem Schaffen, auch wenn man es losgelöst von allen äußern Nebeneindrücken auf sich wirken läßt. Trostlos wie das Glend selbst, drückt es doch nicht nieder; denn immer wieder erhebt sich der Wille des Herzens, das da hofft, es weiß selbst nicht was — weil es eben nicht anders kann! In der Kunst ist aber dieses leidberklärende Hoffen der Schönheit tiefstes Wesen. Darum kann dem schaurigen Bilde des Hungerns dieselbe Schönheit entsteigen, wie dem lebensseligen Schauen des glücklichen Hellenentums: beide begegnen sich in der reinen Atmosphäre des Tiefmenschlichen. Und darum ist auch Rictus' Werk trotz des Naturalismus des Ausdrucks, trotz des Pariser Argots, dessen er sich mit Vorliebe bedient, und trotz der wenig salonsfähigen Gesellschaft, die man dort antrifft, ein wundervolles Kunstwerk.

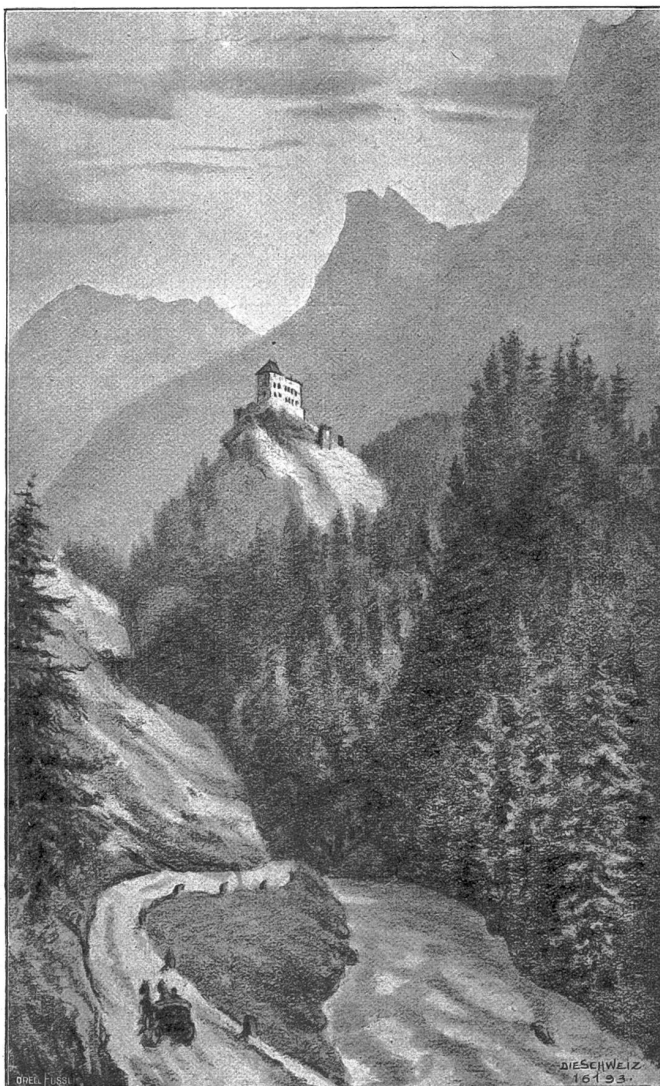
Vor Rictus haben es sich schon andere zur Aufgabe gemacht, die Leiden der Proletarier zu schildern: Victor Hugo schrieb seine «Misérables», Richpin seine «Chansons des gueux». Und es ist ja nicht zu leugnen, daß sich am behaglichen Schreibtisch recht schön und elegant ein gedankenreiches Buch des Mitleids schreiben läßt! Doch eines fehlt notgedrungen diesen Werken: das ist jener untrügliche Ton der Wahrheit, der dem kunstlosen Bericht eines Menschen, der da sagen kann: „Das habe ich erlebt, das habe ich gelitten!“ etwas so Ergreifendes verleiht. Trifft aber das Höchste zu, daß dieser, der also sein Leid berichtet, zugleich ein begnadetes Künstlertemperament besitzt, so fließen die ganze Tiefe des Lebens und die Harmonie der Schönheit zusammen zum wahren, großen Kunstwerk. Solch ein Dichter war Musset, solch einer war auch Heine, und darum ist ihren Werken jener berückende Zauber nie vergehender Jugend eigen.

In den untern Volksschichten scheint dieses Zusammentreffen weit seltener zu sein, jedenfalls läßt die Not des Lebens diese Anlagen kaum je zum künstlerischen Können ausreifen. Darum zählt unsere Literatur wohl kaum mehr als zwei solcher Proletarier-Dichter. Der eine ist Villon, der geniale Galgenstrich des fünfzehnten Jahrhunderts, dessen «Grand testament», das kurz vor der für seine Hinrichtung bestimmten Zeit verfaßt wurde, Victor Hugos «Dernier jour d'un condamné à mort» an tragischer Schönheit weit übertrifft, der andere ist eben Rictus.

Trotz der Verschiedenheit an Zeit, Sitten und auch an künstlerischem Charakter hastet den Zügen dieser beiden Dichterphysiognomien eine unverkennbare Familienähnlichkeit an. Allerdings recht unähnlich ist das Leben des Vaganten im fünfzehnten Jahrhundert dem des modernen Proletariats. Doch damals wie heute war es den Glenden dieselbe Gewalttäterin, entwickelte es ihnen dieselben Eigenschaften und dieselben Laster. Es ist dieselbe stumpfe Resignation, die aus beider Werken spricht, auch derselbe naive Sophismus des Volks, der für seine Schelmenstreiche stets eine unwiderlegliche Entschuldigung bereit hat, worin alle Kinder des unsterblichen Panurge sind, des Größten unter den Schelmen und den Sophisten. Es ist auch derselbe herbe Skeptizismus, der eben zuviel gesehen hat, um noch irgendwelche Illusion zu besitzen — woraus sich dann eine wehmützig-resignierte Lebensphilosophie ergibt. Und bei Rictus wie auch bei Villon bricht durch diese Niedergeschlagenheit immer wieder ein schüchternes, aber unzerstörbares Sehnen nach einem

Ziel von Menschenwürde und Schönheit hervor, und dadurch wird dem dunkeln Lebensbilde, das sie entwerfen, eine unvergleichlich poetische Schönheit verliehen. Nur eins fehlt Rictus: das ist der schalkhafte Humor, die unbezwingliche Jugendluft, die noch in Villon lacht, da der Tod über seinem Haupte schwebt. Denn auch auf den Schultern des Proletariats lastet unser tausendjähriges Kulturschaffen! Er hat seine Vollkraft verloren, sein Empfinden ist feiner geworden, und wo sein Ahne in ein derbes Lachen ausbrach, da neigt er sich zur Erde und seufzt.

Auch nicht minder eigenartig als die Welt Villons ist die Menschheit, in die uns Rictus einführt. Der Pariser kreuzt sie täglich auf seinen Wegen, und doch glaubt er sie ganz neu zu entdecken, wenn der Dichter ihn gelehrt hat, sie recht zu schauen. Ja, es ist eine sonderbare Menschheit, die sich auf dem Montmartre-Hügel zwischen dem Moulin-Rouge und dem Moulin de la Galette bewegt! Tagsüber unterscheidet sich die Gegend nicht allzusehr von irgendeinem andern Großstadtviertel; doch sobald die Dämmerung einbricht und sich die endlos langen Reihen der Gaslaternen erhellen, braust ein eigenartiges Leben die Straßen hinauf und hinunter! Die Künstler steigen von ihren Ateliers herab auf die Straße, die Scharen der kleinen Arbeiterinnen kommen herauf von den großen Boulevards und schwagen und lachen wie ein Flug losgelassener Vögel. Das Nachtleben hebt an. Vor den großen Kaffees, wo man diniert,



Unterengadin Abb. 5. Schloß Tarasp am Inn.
Nach Zeichnung von Ernst Ruß, Glarus.

halten die herrschaftlichen Coupés. Herren im Frack steigen aus — mit oder ohne Dame. Die mit Dame gehen nachher zu Eugène-Poës Theater, wo die Duse im Nachtahl spielt, die ohne Dame wandern zum Bal Tabarin, wo die Matjiche getanzt wird — und wo man Bekanntschaften schließt. Auffällig gekleidete Damen so bunt gemalt wie Delbilder, wandeln langsam auf und ab, und nicht weit davon ganze Scharen junger Burtschen — die modernen Ritter der Faust oder vielmehr des Messers im Dienste jener Schönen. Zeitungsverkäufer jagen die Gassen herauf und schreien die Abendblätter aus. In irgend einem Winkel singt ein alter Barde, von einer Geige begleitet, mit entsetzlich falscher Stimme irgend ein sentimentales Lied, und die Menge, die den Kreis bildet, stimmt eifrig in den Chorus ein. Aus der Tür der „Beuglants“ dringt der neueste Gassenhauer, der sich morgen durch ganz Paris bis in die stillsten Winkel des Quartier latin verbreiten wird. Wie ein wilder Taumel tobt das Leben um einen herum, phantastisch, dämonisch im roten zitternden Schein der Laternen. Etwas unendlich Qualvolles faßt einen da, eine Trauer, so trostlos wie die schrille Stimme einer fernen Drehorgel. Ja, mit Recht wurde dieser Hügel „Montmartre“ genannt: es ist der wahre Marterhügel, auf dem alljährlich ganze Hekatomben an Menschenklück und Menschenwürde dargebracht werden! Unzählige schleppen sich dort hinauf zu dem Kreuze, an das sie die Ideale ihrer Jugend schlagen, um dann, ein seelenloser Körper, vor den Göttern des Jahrhunderts das Knie zu beugen. Wie ein großer Sühnaltar der Frevel des Schicksals erhebt sich auf dem Gipfel des Hügels die weiße Masse des Sacré-Coeur, und das große Dulderherz, dem es geweiht ist, wird zum Symbol aller jener Existenzen, deren Schatten durch die Gassen den wilden Todestand des Lebens markiert.

Dieses Montmartre-Leben, das in Steinlen seinen genialen Maler fand, es hat ebenfalls in Rictus seinen ergreifendsten Dichter gefunden. Wie kein anderer hat er, bevor er zum Ruhme gelangte, alle Abgründe dieses Lebens durchwatet müssen. Wie kein Zweiter kennt er Paris, weiß, unter welchem Bogen man die Nächte am besten zubringt, wo die Kälte am erträglichsten. Er weiß auch, unter welcher Brücke es im Sommer am kühlsten. Von Kindheit an ist sein Leben ein Kämpfen um das tägliche Stück Brot gewesen. An jede Arbeit hat er sich herangemacht, und keine hat ihm erlaubt, sich satt zu essen. Er kennt alle Löcher, wohin sich das Glend verkriecht, und er weiß, mit welcher dämonischen Gewalt es einen von dort hinuntertreibt auf die Bahn des Lasters und des Verbrechens. Darum neigt er sich voller Liebe über alle, die nicht die Kraft hatten, der Macht, die sie nach unten zog, zu widerstehen, und vor dem Alcker, da sich kein Kreuz und keine Blume erhebt und wo sie durcheinandergeworfen liegen, die ihre Hände in Menschenblut tauchten, weint er über den Mord, der an ihnen begangen, als der bessere Mensch in ihnen erstickt wurde. Er kennt den Haß des ehrfamen Bürgers für den armen Vaganten, die beleidigende Angst des Geschäftsmannes, der den Schlüssel aus der Kasse zieht, sobald sich an das verlockende Schaufenster die blasse Hungergestalt lehnt. Auf seinen endlosen Wanderungen durch die schlafende Stadt hat er erfahren, wie erbarmungslos der Polizist ist, der den Todmüden aus dem Winkel treibt, wo er zum Schlaf zusammengekauert lag.

Und doch ist er kein Empörter! Nur sagen muß er es den Satten, wie weh der Hunger tut — denen, die vor dem warmen Kamin sitzen, wie hart der Wind, der durch die Lumpen fährt — denen, die den Schritt nach ihrem Heim beschleunigen, wie schaurig die Winternacht für die, so kein Dach haben! Und er sagt es mit ergreifender Schlichtheit: bald ist's ein Schluchzen, bald ein Hohngelächter oder auch die leise Klage des Zusammenbrechenden! Nur warnen will er seine Brüder vor dem Wahne, den ihm glänzende Redatoren vormalen von einer Zeit,

die bald anbreehen und wo keiner mehr hungern, noch frieren wird. Denn nur zu gut weiß er es, daß das Glend des Volkes diesen Herren — ebensowohl wie den Dichtern — die uner-schöpfliche Ader ist, aus der heraus sie sich Gold und Ruhm holen. Zuviel gelogen hat man den Armen schon, als daß es ihnen noch erlaubt wäre zu glauben. Gelogen hat sie, die alte, trostreiche Religion, die ihnen den neuen Tag des Gottesreiches verkündete, gelogen die Revolution, die zwar Fesseln sprengte, dafür aber neue fester anlegte. Und so lügen auch sie, die von einer Gleichheit und Brüderlichkeit reden, die nirgends eine frechere Lüge ist als gerade in den Ländern, wo sie am lautesten verkündet wird. Aus der tiefsten Vergangenheit bis in die fernste Zukunft sieht er daselbe Bild, immer denselben Sklaven, dem dieselbe Kette ins Fleisch schneidet, um ihn an denselben Fluchacker zu fesseln. Darum, wenn sich auch seine Hand im Borne erhebt, so ist es nur das Tier in ihm, das sich aufbäumt, nicht aber die Hoffnung, die zertrümmern will, um ein Neues, Besseres aufzurichten. Kaum hat er die Faust geballt, so läßt er sie wieder sinken: „'s ist eben so, das Leben; 's ist nichts zu tun — nur zu weinen!“ Und er geht dann weiter durch die Nacht und den Regen, bis daß ein grauer schmutziger Morgen anbricht, der ihm erlaubt, auf einer Bank zusammenzubreehen.

Zuweilen geht aber ein Wunderbares vor sich in diesem erschöpften Hirn: das Bewußtsein der Not schwindet, die Wirklichkeit weicht dem Traume, dem goldenen, der Verwirklichung der großen Sehnsucht, die nur der Hungernde, der Forscher, der Künstler — oder der Arme kennt. Eine wunderbare Phantasmagorie entsteht seinem innern Auge. Wie auf dem Montmartrehügel im Frühling oft zwischen zwei nach Armut und Laster ausschauenden Mauern plötzlich ein Fliederbusch ragt, dessen reine Schönheit und lieblicher Frühlingssduft die trostlose Stätte in ein wundervolles Stück Natur verwandelt, so entsteigt dem traurigen Bilde des Lebens ein entzückendzartest Traumbild voll tiefer Poesie. Ein stilles einfaches Glück ist's, fern von der Großstadt, irgendwo auf dem Lande, mit einer Frau, die er liebt. Wie ein fernes leises Glimmern vergangenen Leidens tönt in das Glück das Bewußtsein hinein, nicht mehr der nie rastende Wanderer zu sein, essen zu können nach Herzenslust, reine Kleider und ein warmes Bett zu haben. Und je größer seine Not, je wunder die Füße, desto reiner und leuchtender erscheint ihm das geträumte Glück. Dem fiebernden Hirn wird das Bogentor, unter dem er eine Zuflucht gefunden hat, zur Laube, die vor seinem kleinen Hause steht; der Wind, der seine Glieder erfrieren läßt bis ins Mark, ist die Abendluft, die um seine heiße Stirne weht, und das schwarze Häusermeer verwandelt sich in eine Unendlichkeit grünender Bäume. So träumt er, an das Tor gelehnt, bis ihn ein spät Nachhaufekommander fortjagt und ihm mit der Polizei droht. Aus ihrem Sommernachtsstraum zieht sie dann wieder in den Winter hinaus, die bleiche Christusgestalt in den düstern Lumpen. Und er hat nicht einmal mehr die Kraft, empört zu sein — nur noch über sich selbst lachen kann er, der ewige Träumer, der ewig Hungernde, der im Schmutze von Sternen faselt!

Erschütternder als der wildeste Schrei der Verzweiflung ist dieses leise zischende Lachen, das fast an Wahnsinn gemahnt! Mit Recht hat er sich Rictus genannt; denn durch alle Töne, die er anschlägt, klingt es durch, das kleine Gekicher des Mannes, der sich hinaufringen will und den alles in die Tiefe zieht. Die bitterste Anklage liegt darin beschlossen. Nicht eine Anklage gegen diese oder jene Menschenklasse, gegen dieses oder jenes Gesellschaftssystem. Weiter und tiefer dringt sie, als eine leise, aber herbe und deutlich wahrnehmbare Note in dem großen Klageged der Menschheit, das, wie das Brausen einer gewaltigen See, weit über alles Zufällige und Vergehende, über alle Zeiten und Welten hinweg an den Toren des ewigen Schicksals abprallt.

E. B. Russell, Paris.

